Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 36 (1932-1933)
Heft: 22

Artikel: Die Schatzfinderin
Autor: Ninck, J.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-672436

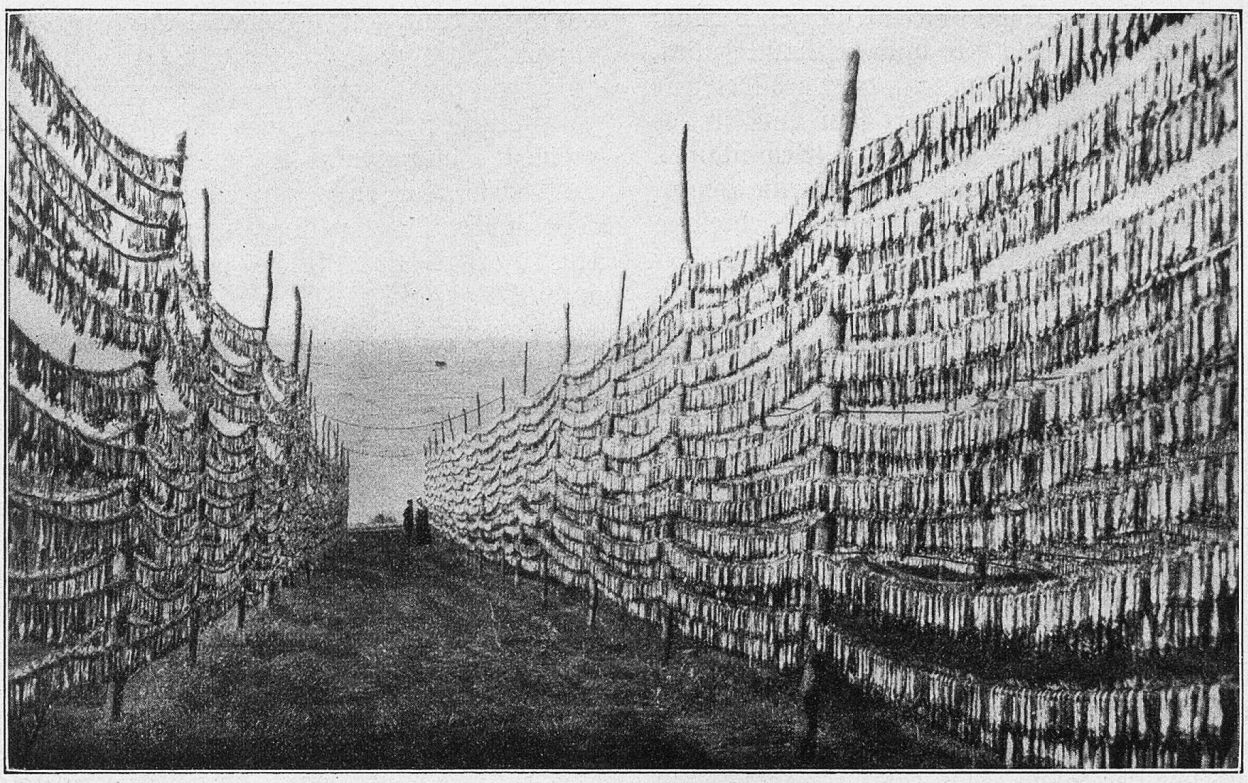
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Das bulgarische Leibgericht. In Millionen hängen die Tschirosi-Fische am Strande des Schwarzen Meeres zum Dörren in der Sonne.

trieben und zwar zu einem sehr niedrigen Preise von ungefähr 50 Stotinki (zirka 1,5 Rappen) das Stück. Die Hauptorte des Tschirosi-Fanges sind die Orte Sosopol, Anchialo, Burgas und Messemwria am Schwarzen Meer.

Der Tschirosi-Fisch, der eine Länge von ungefähr 15 Zentimeter hat, besitzt eine gewisse Ähnlichkeit mit getrockneten Makrelen, aber in seinem Geschmack und seiner Zubereitung ist er völlig verschieden von jedem europäischen Fisch. Die Bulgaren essen ihn roh, geröstet, gekocht, als Salat und in anderen Zubereitungsarten, und er ist zweifellos das Leibgericht der Bulgaren.

W. A. Baumfeld.

Lied der Arbeit.

Ungezählte Hände sind bereit,
Stützen, heben, tragen unsre Zeit.
Jeder Arm, der seinen Ambos schlägt,
Ist ein Atlas, der die Erde trägt.

Was da surrt und schnurrt und klirrt und stampft,
Aus den Essen glühend loht und dampft,
Räderrasseln und Maschinenklang
Ist der Arbeit mächtiger Gesang.

Tausend Räder müssen sausend gehn,
Tausend Spindeln sich im Kreise drehn,
Hämmer dröhnend fallen, Schlag um Schlag,
Daß die Welt nur erst bestehen mag.

Tausend Schläfen müssen fiebernd glühn,
Aber tausend Hirne Funken sprühn,
Daß die ewige Flamme sich erhellt,
Licht und Wärme spendend aller Welt.

Karl Bröger

Die Schatzfinderin.

Von Dr. J. Ninck.

Die berühmte Gattin und Mitarbeiterin des Forschers Heinrich Schliemann († 1900) folgte ihm im Dezember 1932 im Tode nach. Das Leben dieser rassigen Griechin verlief so dramatisch und merkwürdig, daß es den Leser nicht reuen wird, es in seinen Hauptzügen kurz am Auge vorübergleiten zu lassen.

1. Brautwerbung und Hochzeit.

Der Erzbischof Vimpos in Athen erhielt im März 1869 aus Indianapolis in Nordamerika einen sonderbaren Brief in tadellosem Griechisch von einem deutschen Großkaufmann, den er als Theologiestudent in St. Petersburg vor Jahren im Griechischen unterrichtet hatte. In diesem Briefe hieß es:

„...Ich beschwöre Sie, wählen Sie für mich eine Frau vom gleichen engelhaften Charakter, wie ihn Ihre verheiratete Schwester hat. Ich möchte keine andere als eine Griechin zur Frau

nehmen. Können Sie mir das Bild jenes Mädchens schicken, die Sie für mich bestimmt haben, desto besser. Sie soll arm sein, aber gebildet; für den Homer muß sie begeistert sein und für die Wiedergeburt meines geliebten Griechenlands. Sie soll griechischen Typus haben; meine Hauptbedingung aber ist ein gutes und liebreiches Herz. Vielleicht kennen Sie eine Waise, Tochter eines Gelehrten, gezwungen als Gouvernante zu dienen, die über die von mir geforderten Tugenden verfügt...

Heinrich Schliemann, Dr. phil."

Der so schrieb, war 47 Jahre alt, Vater eines fast erwachsenen Sohnes und zweier Töchter, von seiner ersten Frau, einer Russin, nach fünfzehnjährigem vergeblichem Werben um ihre Liebe geschieden.

Es läßt sich denken, wie verblüfft zunächst der Erzbischof über das Ansinnen des wunderlichen Deutschen war, der eine schöne Athenerin zur Frau von ihm begehrte. Doch begab er sich mit dem Briefe zu seiner Base, die ein kleines Landhaus vor der Stadt besaß. Mit ihr und ihrem Gatten beriet er über den Fall. Einem so begüterten und angesehenen Freier durfte man wohl Beachtung schenken.

Von den eigenen Töchtern des Verwandtenpaares war die schönste und klügste ohne Zweifel Sophia, die noch nicht lange die Schwelle der 16 Jahre überschritten hatte und sich zur Lehrerin ausbilden wollte. Aber — sie hatte kein schönes Kleid.

„Zieh das neue Kleid deiner Schwester an," befahl die Mutter. So wurde die blauäugige, dunkelhaarige Sophia in überlangen Kleidern photographiert für einen wildfremden Deutschen in Amerika.

Und an einem schönen Augusttage erschien der große Unbekannte, der längst erwartete, märchenumwobene Bräutigam, in der griechischen Hauptstadt. Wie er in den Garten des Landhauses eintritt, findet er die Mädchen beschäftigt, Girlanden an dem dazugehörigen Kirchlein aufzuhängen, denn morgen ist der Feiertag ihres Schutzheiligen. Mit sicherem Blick erkennt der Fremde alsbald die Schönste unter den Kranzbinderinnen. Die aber springt vom Schemel und wie der Blitz ins Haus, um sich umzuziehen; denn alle rufen: „Der Deutsche ist da!"

Bald darauf sieht sich der Ankömmling umringt und bestaunt von Vater und Mutter, von Schwestern, Brüdern, Cousinen des schon nach dem Bilde von ihm geliebten Mädchens. Alle drängen mit ihm in die gute Stube. Griechischer Wein und Kuchen werden angeboten. Er beginnt von seinen Reisen und Abenteuern zu erzählen. Dann wendet er sich an Sophia:

„Möchten Sie auch gern einmal eine weite Reise machen? Wann kam Kaiser Hadrian nach Athen? Was können Sie von Homer auswendig?"

Sophia bestand die Prüfung, und als sie vollends einige Homerstellen aus dem Kopfe vortrug, war der Deutsche begeistert, ja so gut wie entschlossen. Aber es sollte noch einmal durch eine Prüfung hindurchgehen.

In den nächsten Tagen beobachtete er die Erwählte bei ihren häuslichen Verrichtungen, sieht sie mit den Schwestern kochen und fegen, und sie gefällt ihm mehr und mehr. Als er endlich einmal ganz allein mit ihr ist, fragt er sie: „Warum wollen Sie mich heiraten?"

Große Verlegenheit bei der ernsten Sechzehnjährigen. Von Liebe zu sprechen, da sie den Fremden doch kaum kennt, dazu ist sie zu stolz. Aber was hat er für gute, blaue Augen! Der kennt doch die Welt. Der muß es doch verstehen, wenn sie einfach wiederholt, wovon seit seinem Brief an den Onkel die ganze Familie spricht. Und so sieht sie ihn mit ihren schönen Augen an und erwidert: „Weil meine Eltern mir gesagt haben, Sie sind ein reicher Mann."

Die Antwort wirkte wie ein Hagelschlag. Also wieder wie schon einmal der Fluch des Goldes. Bestürzt geht er in sein Gasthaus und schreibt griechisch:

„Es hat mich tief betroffen, verehrte Sophia, daß Sie, ein gebildetes, junges Mädchen, mir eine Sklavenantwort gegeben haben. Ich bin ein ehrlicher, schlichter Mensch. Und wenn Sie mich heiraten, so geschieht es, weil wir zusammen ausgraben, uns gemeinsam am Homer begeistern wollen. So aber reise ich übermorgen ab, nach Neapel, und vielleicht sehen wir uns nie wieder. Brauchen Sie indessen je einen Freund, so denken Sie und wenden Sie sich an Ihren ergebenen Heinrich Schliemann, Dr. phil., Place St. Michel 6, Paris."

Mit Schrecken liest die ganze Familie den Brief. Offenbar kennt der Deutsche die hiesigen Bräuche nicht. Keine Heirat, bei der nicht das Geld eine Rolle spielt. Das Mißtrauen des Fremden ist unnötig.

Man holt Schreibpapier beim Krämer, und Sophia muß sogleich antworten.

Das bulgarische Leibgericht. Sortieren und Verpacken der fertig gedörrten Tschirosi-Fische am Strande des Schwarzen Meeres.

„Lieber Herr Heinrich! Es tut mir leid, daß Sie fortreisen. Sie müssen meine Antwort von heute nachmittag nicht übelnehmen. Ich glaubte, ein junges Mädchen dürfe nicht anders antworten. Es würde mich und meine Eltern freuen, wenn Sie morgen wieder zu uns kämen ..."

In der Aufregung steckt sie alle zusammengekauften Briefbogen ins Kuvert und schickt sie unbeschrieben gleich mit.

Banges Warten im Griechenhause. Aufatmen im Gasthofzimmer. Ruhiges Besinnen von einigen Tagen. Dann Einlenken Schliemanns in einem freundlichen, aber immer noch gemessenen Briefe. Sophia erwidert:

„Mit großer Unruhe habe ich auf Ihre Antwort gewartet. Beim Lesen Ihres Briefes habe ich eine Neigung gespürt und den Höchsten gebeten, Ihnen das verlorene Gefühl für mich zurückzugeben. Wenn ich von Ihnen nichts anderes verlangen darf, so kann ich Sie doch um einen Besuch bitten, ehe Sie reisen. In der Hoffnung, daß Ihre edle Seele mir diese Bitte erfüllt, unterzeichne ich mich ..."

Auf die Versöhnung folgt in wenigen Tagen die Hochzeit, 24. September 1869. Die meisten Verwandten erschienen dazu im Nationalkostüm. Nachher geleitete die ganze Gesellschaft das Brautpaar in den Hafen Piräus und wartete bis 3 Uhr morgens auf das Schiff.

Er ist 47, sie noch nicht ganz 17 Jahre alt, aber ihre Seele ist reifer, als der temperamentvolle Deutsche ahnt. Wieviel Phantasie, Zartheit und Takt spricht aus ihren Zügen! Schliemann sieht bald, daß sie seinen Träumen entspricht, und beglückt meldet er von der Hochzeitsreise nach Hause:

„Sophia ist ein herrliches Weib, das jeden Mann glücklich machen kann; denn wie fast alle griechischen Frauen hat sie eine Art göttlicher Verehrung für ihren Mann. Sie liebt mich wie eine Griechin, mit ungeheurer Leidenschaft, und ich liebe sie nicht weniger. Ich spreche nur griechisch mit ihr, denn dies ist die schönste Sprache der Welt. Es ist die Sprache der Götter." —

2. Die junge Frau eines Gelehrten und Abenteurers.

Die schöne Griechin wußte damals wohl noch kaum, was für eine abenteuerliche Laufbahn der Mann hinter sich hatte, der sie jetzt den Ihrigen entführte.

Heinrich Schliemann (geboren 1822) war eins von neun Kindern eines mecklenburgischen Pfarrers und verlor allzufrüh seine Mutter.

Da dem Vater die Mittel fehlten, um ihn, wie es sein brennender Wunsch, studieren zu lassen, so wurde er Handlungsdiener im nächsten Heimatstädtchen und dann, um doch einmal ins Leben hinauszukommen, Schiffsjunge. Auf der ersten Fahrt leidet er Schiffbruch und rettet nur das nackte Leben.

Er kommt nach Amsterdam, tritt in ein kaufmännisches Geschäft und wird schon mit 22 Jahren infolge seiner Tüchtigkeit Buchhalter über 15 Angestellte bei der Weltfirma Schröder & Co. Er spricht fertig Englisch, Französisch, Holländisch, Spanisch, Italienisch, Portugiesisch. Alle diese Sprachen hat er sich mit Bienenfleiß in Amsterdam nach eigener Methode angeeignet.

Jetzt lernt er auch noch Russisch, und die Firma sendet ihn als ihren Vertreter nach St. Petersburg (1846). Hier fängt er bereits an, auf eigene Rechnung Geschäfte zu machen und den Grund zu seinen späteren Reichtümern zu legen.

Die Goldfunde in Kalifornien veranlassen ihn 1850 zu einer Reise dorthin. Als Bankier in San Franzisko gelingt es ihm, in anderthalb Jahren sein Vermögen zu verdoppeln. Heimgekehrt, heiratet er eine Russin aus gutem Hause, aber mit sehr kühlem Herzen, die ihn nur seines Reichtums wegen nimmt. Er gründet in Moskau eine Filiale seiner Petersburger Indigo-Firma, gibt aber 41jährig als reicher Mann das Geschäft auf zugunsten ganz neuer Ziele und tritt zunächst eine Reise um die Welt an, deren Frucht sein erstes Buch ist, über China und Japan.

Danach (1866) läßt er sich in Paris nieder, um sich dauernd dem Studium der Archäologie zu widmen. Schon der Knabe hatte sich für die griechischen Sagen begeistert; seitdem stand er ganz im Banne Homers. Er glaubte an das Griechenland Homers und richtet seit 1868 seine ganze Tatkraft auf seine Wiederentdeckung. Diesem großen Ziel dient eine erste Reise, gewissermaßen Rekognoszierungsfahrt, 1868 nach Griechenland und Troja. Von dort schreibt er: „Ich gestehe, daß ich meine Rührung kaum bewältigen konnte, als ich die ungeheure Ebene von Troja vor mir sah, deren Bild mir schon in den ersten Träumen der Kindheit vorgeschwebt hatte.“ Die Frucht dieser Reise war sein zweites Buch: Ithaka, Peloponnes und Troja, und das Doktordiplom, das ihm von seiner Heimatuniversität Rostock verliehen wurde.

Die sorgsam erwählte Griechin, Frau Sophia, sollte seine aufopfernde Gefährtin auch auf dem Ausgrabungsfelde werden. Zunächst aber führte er sie in sein prächtiges Heim in Paris.

Aber ach, in dem Haus des Überflusses, in dem sie nun die Herrin sein soll, fühlt sich die schöne junge Frau ganz verloren. Sie weint. Alles, was ihr lieb war, fehlt ihr. Sie versteht kein Wort von der Sprache. Und das Essen ist sie nicht gewöhnt. Soviel Neues verwirrt sie. Dabei muß sie beständig Französisch und Deutsch lernen. Viele Gelehrte kommen ins Haus, mit denen der Hausherr ernste Gespräche führt.

Bald wird die schöne Griechin bleich und mager; und im nächsten Sommer raten die Ärzte, sie nach Athen zurückzuschicken. Griechische Kost und geistige Ruhe bei viel Bewegung in frischer Luft und angenehmer Zerstreuung sollen ihr wohltun.

Aus Athen, wohin der Gemahl ihr bald folgen wird, schreibt sie ihm deutsche Übungen:

„Mein lieber Mann! Warum bist Du nicht zufrieden mit Deiner armen Frau? Ich mache alles Mögliche. Ach, wie ist's möglich dann, daß ich Dich lassen kann ..., daß ich kein' andern lieb als Dich allein.“

Zarteste Liebe atmen alle weitern Briefe.

3. Die unentbehrliche Gehilfin des Forschers.

Das erste Kind, das Sophia ihrem Homerschwärmer gebar, wurde Andromache getauft, nach der Gattin des größten Trojaners.

Bald darauf zieht sie mit dem Gatten nach Troja und hilft ihm eifrigst bei den Ausgrabungen in der Tiefe der „verbrannten Stadt“. In der Holzhütte unter der heißen Sonne fühlt sich die ländlich Gekleidete sicherer als in Paris. Mit natürlicher Festigkeit und klugem Verstehen übernimmt sie sogleich einen Trupp von etwa dreißig Arbeitern — insgesamt waren es durchschnittlich hundert, die dort auf Kosten ihres Mannes gruben — und sie leitet diese Schar nach dem Plane des Gatten täglich acht Stunden lang.

Ihre Gegenwart wurde dem Forscher von Tag zu Tag unentbehrlicher. Als sie durch den Tod des Vaters nach Athen gerufen ward, war der von ihrer Erscheinung beständig erfrischte Mann so entmutigt, daß er plötzlich meinte, den Strapazen nicht mehr gewachsen zu sein und alles aufgeben, das Graben einstellen zu müssen. Erst mit der Rückkehr Sophias kehrte auch

sein Mut zurück. Und nun geschah die große Entdeckung. Es war, so schreibt sein neuester Biograph, als würde die Finderhand dieses Schätzesuchers nur durch die Gegenwart der geliebten Griechin produktiv.

An einem frühen Morgen (1873) hatten sich die beiden wieder zum Graben begeben; Schaufel und Spaten befanden sich bereits in achteinhalb Meter Tiefe. Da plötzlich bemerkt Schliemann einen großen, merkwürdig geformten kupfernen Gegenstand. Er sieht etwas blitzen und blinken und erfaßt sofort, um was es sich handelt.

Rasch entlassen sie alle Arbeiter, ehe sie einen Blick auf das emportauchende Gold werfen oder von seinem Dasein auch nur etwas ahnen konnten; und dann bergen die beiden allein miteinander den unermeßlichen Schatz, der heute eine Hauptzierde der Berliner Museen bildet.

„Geh rasch, hole deinen großen Schal", rief Schliemann seiner Sophia zu. Wie wenig Gold hatte die junge Frau in ihrem Leben noch gesehen, es sei denn, an den Heiligenbildern ihrer Heimat! Er, der deutsche Pfarrerssohn, hob Stück für Stück aus dem Kupfergefäße, und sorgsam legte die Griechin Stück für Stück in ihr großes rotes Tuch. Dann schleppten sie das Wunder aus der Urzeit in ihre Bretterbude, schlossen die Tür ab und breiteten alles aus.

Das war der Höhepunkt in des Forschers Leben. In der verschwiegenen Kammer quillt ihm, aus dem roten Tuche der geliebten Frau, das Gold des Priamos, wie er meint, entgegen. Ein lange gehegter Traum verwirklicht sich. Und sicher war's eine seiner schönsten Stunden, als er später der Griechin einen Teil des Goldschmucks, den er wohl auch den Schmuck der Helena nannte, an Stirn, Hals und Ohren befestigte und sie so für alle Welt abbilden ließ.

Als man den Schatz wog, maß und zählte, da umfaßte er: Zwei goldene Diademe, deren eines bestehend aus 90 Ketten, 12 271 Ringen, 4066 herzförmigen Plättchen und 16 Idolen; ferner 24 goldene Halsketten, Ohrgehänge, Knöpfe, Nadeln, Prismen, im ganzen 8700 Stück aus Gold; dann einen 601 Gramm schweren goldenen Becher und eine goldene Flasche mit noch anderen Bechern.

Schliemanns Berichte über diese Funde in die „Times" und die „Augsburger Allgemeine Zeitung" machten ungewöhnliches Aufsehen und erweckten in weitesten Kreisen lebhaftes Interesse.

Seit der Entdeckung des Goldschatzes wuchs Schliemanns Glaube an seine Frau. Der rote Schal wurde ihm zum Glückszeichen; sie erschien ihm wie eine Zauberin. Auch auf seinen Charakter, sein zu Jähzorn und Willkür neigendes Wesen übte sie den schönsten, mildernden, besänftigenden Einfluß. Dieser Einfluß steigt von Jahr zu Jahr. Sie muß bei allem Wichtigen dabei sein, das er erlebt. Ohne sie kann er nicht sein: alle Strapazen und Mühen, oft unter glühender Sonne, alle Erfolge und Freuden daheim und in weiten Fernen, teilt sie mit ihm. Auf seinen vielen Reisen, die er seiner Forschungen wegen unternimmt, ist die Sehnsucht nach ihr seine stete Begleiterin.

In Mykene, der folgenden Station des Schatzgräbers, fand Sophia den ersten goldenen Ring im Schutt und damit die Heldengräber, die Schliemann so lange gesucht. Da ihre Frauenhände geschickter waren als die eines fünfundfünfzigjährigen Mannes, fiel ihr der größte Teil der nun folgenden Schürfarbeit zu. Fünfundzwanzig Tage lang lag die treffliche Frau auf den Knien, um vorsichtig, oft nur mit einem Taschenmesser, in feinen Schichten die Erde abzutragen, die jene Königsgräber noch immer bedeckte. Jeden Abend ritten sie heim, voran Sophia, einen Korb mit antikem Golde am Arm, hinter ihr der Gatte und der alles überwachende Beamte. Zu Hause wurde dann alles gezählt und numeriert.

„Meine Frau und ich haben in Mykene gearbeitet wie Negersklaven. Sophia ist eine sehr kluge und geistvolle Frau, ihre Lernbegierde setzt mich wirklich in Erstaunen ... Es scheint mir, daß sie die einzige in der Welt ist, mit der ich leben kann."

Mit der ruhigen Energie einer entschlossenen Frau, mit dem gesunden Instinkt bedeutender Naturen traf sie in entscheidenden Augenblicken stets das Richtige in Ton und Gebärde, das kluge Verhalten gegenüber dem Feinde wie das aufmunternde für die Gehilfen.

Schliemanns Grabungen in Mykene (nicht weit vom alten Sparta) von 1876 ab hatten einen die trojanischen überbietenden Erfolg. Nach seinem Grundsatze: Wo viel Schutt liegt, ist auch viel zu finden, grub er hinter dem Löwentore und stieß zuletzt auf Grabsteine mit hochaltertümlichen Reliefs. Als man diese emporhob, zeigten sich auf dem Boden der fünf Grabschächte die unberührten Gräber von fünfzehn Leichen, gefüllt mit fabelhaften Reichtümern, große goldene Masken, die die Züge

der männlichen Verstorbenen nachbildeten; goldene, reich mit Spiralen verzierte Brustplatten, siebenhundert kleinere runde Goldbleche mit eingestanzten Mustern, Diademe, Armspangen und Fingerringe, Szepterknäufe und Waffen, goldene und silberne Krüge, Becher, Büchsen — — sie zeugten für das goldreiche Mykene, wie Homer es geschildert.

Als Schliemann ein halbes Jahr nach der Entdeckung der Mykenischen Schätze in London gefeiert wurde, mußte Sophia alsbald ihm dorthin folgen. Und dann sitzen sie beide, er der Löwe, sie die Löwin des Tages, vor tausend neugierigen Augen auf der Tribüne der Royal Academy. Sie sechsundzwanzig, er sechsundfünfzig Jahre alt. Erst redet er, dann sie auf englisch. Mit großer Bescheidenheit erzählt sie von ihren Erlebnissen und Arbeiten in den erschlossenen Ruinen, bald auf der sturmdurchtobten Ebene von Troja, bald zwischen den sonnendurchglühten Zyklopenmauern von Mykene, fern von den lachenden Gärten des Lebens.

Bald danach baute Schliemann für seine angebetete Frau ein fürstliches Haus in Athen. Mit ihr erdachte und genoß er es. Sie schenkte ihm als einem Mann von bald sechzig Jahren noch einen griechischen Sohn, der den Heldennamen Agamemnon erhält und als sein Ebenbild, nur schöner, heranwächst.

„Ich brenne vier Kerzen, aber es bleibt dunkel im Zimmer, während Deine Augen alles beleuchten würden. Das Leben ohne Dich ist nicht auszuhalten."

Solche Worte kehren oft wieder in seinen Briefen von der Reise; und sie sind keine leere Redensart. Ihre Gemeinschaft wird immer zärtlicher, inniger, harmonischer.

Der märchenhafte Goldglanz der Funde, die großzügige Schenkung aller trojanischen Funde an das deutsche Volk und ihre Aufstellung in der Reichshauptstadt; des Entdeckers Laufbahn vom Ladendiener zum Millionär, seine Vielsprachigkeit — er beherrschte schließlich vierzehn Sprachen — und sein Homergedächtnis, seine Jugendträume und ihre Erfüllung — das alles umwob Schliemann mit einem Nimbus des Wunderbaren. Aber seine schöne und kluge Frau darf ihn mit ihm teilen.

4. Die Witwe des berühmten Mannes.

Die Sehnsucht nach der geliebten Gefährtin seines Lebens, ohne die er nicht mehr sein konnte, hat Schliemanns Tod beschleunigt. Sehnsucht nach Sophia trieb ihn nach einer wohlgelungenen Ohrenoperation in Halle allzufrüh hinaus, in die Winterkälte, der griechischen Heimat entgegen. Bald stellten sich wieder Schmerzen in den Ohren ein. Und eines Tages bricht er auf der Straße in einer italienischen Stadt zusammen. Das Ohrenleiden hatte aufs Gehirn übergegriffen.

So starb er in einer fremden Stadt, auf dem Wege zur geliebten Frau.

Am 4. Januar 1891, zwei Tage vor seinem 69. Geburtstage, als die letzten Sonnenstrahlen über die Akropolis hinweg in den Saal seines athenischen Hauses spielten, versammelten sich vor seinem Sarge seine vereinsamte Gefährtin und ihre zwei Kinder, der König und der Kronprinz von Griechenland, die Gesandten der fremden Mächte und die Minister des Landes, die Leiter der wissenschaftlichen Institute von Athen, und die große Schar derer, die in dem gastfreien Hause aus und ein zu gehen pflegten. Vor dem Standbild Homers dankten sie dem Dahingegangenen.

Sophia Schliemann konnte sich nach so glücklichen Jahren einer wahrhaft großen Liebe nicht mehr entschließen, einem zweiten die Hand fürs Leben zu reichen. Aber sie hat mit feinstem Verständnis die Selbstbiographie ihres Gatten herausgegeben, die eine Hauptquelle für sein Leben ist. (Leipzig 1891.)

Die Tempelhüterin.

Das hab' ich dir zu danken,
Daß du die grünen Ranken
Des Glücks zu einem stillen Zelt mir biegst,
Davor du ohne Klagen
Getreu an allen Tagen
Als meines Friedens wache Hütrin liegst.

Du hörst die leisen Klänge,
Die heimlichen Gesänge,
Und horchst mit einem halben Ohr hinein,
Und durch des Vorhangs Falten,
Den deine Hände halten,
Dringt nicht des Tages frecher Lärm und Schein.

So läßt du mich gewähren
Und weißt den Gott zu ehren,
Der herrisch dich von meiner Seite scheucht,
Und träumst von Ruhmessternen
Und siehst in goldne Fernen
Mit einem stillen, seligen Geleucht.

Gustav Falke.